

Walter Jaide

Berufsvorbereitung und Berufswahl

Die vielfältigen praktischen Bildungsmöglichkeiten innerhalb und außerhalb des Unterrichts über unsere Gesellschaft und speziell das Subsystem von Arbeit und Beruf – nebst Arbeitslehre, vorberuflichen Grundkursen und Praktika in Zusammenarbeit mit der Berufsberatung – erfahren heute ihre besondere Bewährungsprobe. Schüler aus Schulen mit guter Berufsvorbereitungspraxis finden leichter eine Einmündung in die Arbeitswelt als die übrigen, weil sie sich zielstrebig und flexibler bemühen und weil die Betriebe solche Schulabgänger bevorzugen.

Diese Maßnahmen dienen auch der Überwindung von Desinformation und Pessimismus. Beides wirkt leider wechselseitig zusammen. Beides erschwert und behindert den Einstieg in betriebliche oder schulische Berufsbildung. Und beides steigert die Unruhe in den Schulen. Dazu seien vorweg einige statistische Zahlen erwähnt.

Die Zahl der besetzten Arbeitsplätze betrug (laut Mikrozensus des Statistischen Jahrbuchs 1983 für die Bundesrepublik Deutschland) für 1982 26,77 Millionen (davon 2,1 Millionen Ausländer). 1971 waren es 26,81 Millionen. Eine generelle Verknappung von Arbeit spricht sich darin nicht aus, höchstens in der Zahl der Kurzarbeiter (1982: 600 000; 1983: 400 000). Die Zahl der besetzten betrieblichen Ausbildungsstellen betrug 1982 1,7 Millionen; in der Vergangenheit lag diese Zahl um 1,2 bis 1,3 Millionen. Wenn trotzdem die aktuellen Schwierigkeiten bestehen, so liegt das in erster Linie an der Zunahme der Bewerber um Arbeits- und Ausbildungsplätze (der aktiven Erwerbsbevölkerung) während der letzten fünf bzw. zehn Jahre. Sie betrug 1982 28,3 Millionen (davon 2,4 Millionen Ausländer). Die Zahl der Jugendlichen zwischen 15 und 20 Jahren hat seit 1971 um eine volle Million zugenommen. Dazu sind rund 800 000 mehr Frauen in das Erwerbsleben eingetreten, die vorher zum inaktiven Teil der Bevölkerung gehörten. Demgegenüber war der Abstrom aus dem aktiven Erwerbsleben durch Altersrente, Invalidität, Tod oder sonstigen Rückzug relativ gering.

Zur Zeit ist also noch die gesteigerte Nachfrage das Hauptproblem und weniger die „Vernichtung“ und Umsetzung von Arbeitsplätzen. Die an sich begrüßenswerten Jahrgangsstärken der Jugend machen uns Schwierigkeiten. Und die Nachwuchslücke, die fraglos durch den starken Geburtenrückgang auf beinahe die Hälfte der vorherigen Quoten eintreten wird, öffnet sich erst zögernd 1985 für die Hauptschüler, 1989 für die Gymnasien und 1995 für die Hochschulabsolventen. 1990 wird allerdings die Schulabgängerzahl nur noch 60 Prozent der heutigen

betragen. Übrigens gehen die Studentenzahlen in den übrigen EG-Ländern seit 1972 zurück, bei uns steigen sie bis etwa 1990 an.

Trotzdem war der Überhang derjenigen Schulabgänger, die im Jahr 1982 nicht untergebracht werden konnten, relativ gering, nämlich 20 000–30 000. Im Jahr 1983 war der Überhang etwa doppelt so stark, also 40 000–50 000. Das ist eine bittere Zahl. Aber man muß diese 50 000 auch gegenüberstellen den 650 000, die neu in Lehrstellen eintraten, den 150 000–200 000, die ein Fachschulstudium begannen, und den 150 000 neu immatrikulierten Hochschülern. Für jene 50 000 müssen Maßnahmen von seiten des Staates, der Gebietskörperschaften und der Wirtschaft ergriffen werden; ich habe Zuversicht, daß dies auch wirksam geschieht.

Allerdings muß man auch die andere Seite der Medaille beachten, obwohl das unpopulär ist. Jene 50 000 Schulabgänger sind meist Schulabgänger mit geringeren Schulleistungen: etwa 15 000 ohne Hauptschulabschluß, etwa 10 000 Abbrecher aus Realschulen und Gymnasien, und die übrigen sind ausländische oder gesundheitlich behinderte Schüler oder wohnen in besonders strukturschwachen Gemeinden.

Die Statistik der Jugendarbeitslosigkeit zeigt seit einem Jahrzehnt ein fast gleichbleibendes Bild. Auch heute noch sind am stärksten davon betroffen Hauptschüler ohne Abschluß, Jugendliche ohne abgeschlossene Berufsausbildung sowie Lehrabbrecher oder Abbrecher aus einer Arbeitsstelle. Es gibt also zumindest bei den Jugendlichen bis zu 20 Jahren bestimmte Problemgruppen, die sich in fast gleichbleibender Quotenstärke in der Statistik durch die Jahre hindurch manifestieren. Das bedeutet ja keinesfalls, daß man sich nicht um sie besonders bemühen soll. Aber es gibt auch einen Hinweis für die Verursachung von Jugendarbeitslosigkeit und von erschwerten Einmündungen in das Berufsleben.

Was außer den Informationsmängeln zur Verwirrung beiträgt, sind Aufsätze, Bücher und Sendungen, die seit vielen Jahren relativ eingängige Thesen über die Entwicklung der Arbeitswelt und der Berufseinstellungen verbreiten, die jedoch einer eingehenden Prüfung in Praxis und Wissenschaft meist nicht standhalten. Ich denke dabei an Thesen, die in seltsamer Mischung ungeklärte und einseitige historische, sozialphilosophische und soziologische Komponenten vereinen. Die erste These betrifft den Beruf in seinem Stellenwert unter anderen Zielbereichen wie z. B. Familie oder Freizeit. Die zweite These bezweifelt den Sinn einer personalistischen Berufswahl, in der individuelle Fähigkeiten und Interessen den Ausschlag geben. Die dritte These degradiert den Fortbestand und die Notwendigkeit von beruflicher Leistungsbereitschaft. Die vierte These schließlich stellt über die Berufsarbeit andere Werte wie soziale Gerechtigkeit und Gleichheit, Kooperation und Solidarität.

Stellenwert des Berufs

Zunächst muß man fragen: Welche Stellung hat die berufliche Arbeit im Leben der jungen Generation heute? Ist sie ihr überhaupt so wichtig? Damit steht man mitten in Fragen nach einem Wertewandel, einer Veränderung in der Wertschätzung der verschiedenen Lebensbereiche wie Beruf, Familie, Freizeit, Politik. Darüber gibt es eine seit einem Jahrzehnt aus den USA stammende Lehrmeinung (Kenniston 1965, 1968; Inglehart 1971, 1973), die verkürzt besagt: Industrielle Werte wie Leistung, Erfolg, Wettbewerb, Lebensstandard, Wohlstand, Aufstieg, Sicherheit durch die Berufsarbeit sowie Wachstum, Ordnung und Besitz nehmen in ihrer Bedeutung ab, und zwar bei den Jüngeren stärker als bei den Älteren. Reziprok dazu gewinnen sogenannte postindustrielle Werte an Bedeutung: Bewahrung und Nutzung eines persönlichen Spielraums humaner, gemeinschaftlicher, kreativer Lebensgestaltung und Selbstverwirklichung, bei der Raum ist für religiöse und moralische Bindung, für innere Erfahrung, Harmonie, Zufriedenheit und Wahrhaftigkeit, für sorgfältige und fruchtbare Verbindungen zu Mitmenschen, Freunden und Partnern und nicht zuletzt doch auch Freude an der eigenen Berufsarbeit – also im Grund „alte Werte“ des Bildungsbürgertums im 19. Jahrhundert.

Diese Behauptungen finden bei uns publizistischen Widerhall, jedoch von der Forschung her wenig Zustimmung, sondern eher Widerspruch. Vor allem wird die Gegenfrage gestellt: Worum handelt es sich bei solchen Veränderungen? Geht es um eine eher jugendtypische Kaprizierung auf Werte um die eigene Person, Entwicklung und Bezugsgruppe oder eher um bildungsspezifische Präferenzen bei der Schüler- und Studentenjugend, die vor der Beanspruchung durch die Arbeitswelt in einem langen Moratorium (prolongierte Adoleszenz) verharret, oder handelt es sich tatsächlich um eine Veränderung in der Wertehierarchie, die für das ganze Leben dieser neuen Generation bestimmend bleiben wird?

Die Antworten aus Untersuchungen an Jugendlichen in der Bundesrepublik Deutschland lesen sich einschränkend, relativierend und kontrovers. So finden sich in dem beachtlichen Sammelband von H. Klages und P. Kmiecik „Wertewandel und gesellschaftlicher Wandel“ (Frankfurt 1979) viele Untersuchungen und Ergebnisse, die eher eine jugendtypische, zeitweilige Rangminderung des Berufs bei Schülern auf den höheren Bildungslaufbahnen registrieren, aber eine generationspezifische, alle Schichten umfassende und im weiteren Lebensalter fortbestehende Rangminderung in Abrede stellen. Man verfügt über keine Längsschnittuntersuchungen im Lebenslauf der Älteren, um zu ermitteln, ob jene in ihrer Jugend nicht ähnlich dachten wie die heutigen Jugendlichen. Und man weiß nicht, wie sich die heute befragten Jugendlichen später verändern werden.

Auch in den übrigen Umfragen (EMNID 1975, 1977, 1979, 1982; IJF 1979; Allensbach 1981) geht es den Befragten in der überwiegenden Mehrheit eher um die

Sicherung und den Ausbau des erst kürzlich Erreichten in Bildung, Ausbildung und Beruf als um eine Umstrukturierung des Wertsystems, in dem sie leben – von kleinen problembewußten Gruppen mit viel weniger problembewußten Mitläufern abgesehen. Der Mehrheit geht es darum, überhaupt einen Ausbildungs- bzw. Arbeitsplatz zu erhalten. Darauf muß sich alle Sorge konzentrieren.

In einer Untersuchung des Instituts für Jugendforschung (1979) wurde eine Polarisierung der Befragten vorgenommen nach der Wertschätzung von Tüchtigkeit, Aufstieg, Anerkennung, Fortschritt einerseits und andererseits nach einem Einstellungskomplex, den man verkürzt als „alternativ“ oder postindustriell bezeichnen kann. Die Mehrzahl der repräsentativen Stichprobe ließ sich keinem dieser beiden Pole zurechnen, sondern verblieb gleichsam in der Mitte und bei der Kombination beider Grundtendenzen, mit einer besonderen Präferenz für die Familiengründung. Auch in der Shell-Studie (1981) wird ganz überwiegend die Verselbständigung durch Beruf bzw. Erwerb betont. Fast alle (außer zwei Prozent) wünschten eine Berufsausbildung; nur acht Prozent sind darin unsicher.

Ähnlich steht es übrigens auch bei der Jugend der DDR. Hierbei handelt es sich offenbar um eine langfristig gültige Grundeinstellung in modernen Industriestaaten, die sicher Schwankungen und Herausforderungen unterworfen ist, deren endgültiges Absinken für längere Zeit jedoch im Rahmen der Forschungsdaten bisher – in Deutschland – nicht festgestellt oder prognostiziert werden kann. Diese Einstellung fordert eine hohe Verantwortung von der Gesellschaft, der Wirtschaft und dem Staat in bezug auf Berufsbildung und Beschäftigung.

Persönliche Berufswahl

In diesem Bereich von Ausbildung, Beruf, Arbeit, Karriere (und bereits vorher in der Wahl der Schulbildung und der Wahlfächer) erwartet ein beachtlicher Teil der Jugend nicht nur irgendeine Einmündungsmöglichkeit, sondern einen Beruf nach eigener Wahl und im Zug persönlich-individueller Entfaltung. Seit Jahrzehnten hat sich in vielen Untersuchungen und Befragungen eine derartige Gruppe herausgestellt, die eine Berufstätigkeit sucht, die ihren individuellen Fähigkeiten und Interessen, ihrer Kontaktbereitschaft und ihren Lebensstilwünschen entspricht und ihnen durch ihre spezifischen Aufgaben Freude, Befriedigung und Anregung verschafft. Dies gilt für alle Sozial- und Bildungsschichten mit fast gleichen Quoten. Man kann diese Gruppe im Durchschnitt auf etwa 40 Prozent der Berufswähler schätzen.

Diese Präferenzen bestehen als stabile Komponenten einer industriebürgerlichen Einstellung seit etwa 60 Jahren und sind selbst unter den Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Stagnation und der Berufseinmündung seit 1975 kaum abgesunken. Ja manche Probleme bei der Berufseinmündung stammen gerade aus dem

Festhalten an einer solchen Berufsperspektive, die zur eigenen Person paßt und Identität ermöglicht.

Bei entsprechenden Vorgaben von Mehrfachantworten haben sich folgende Quoten ergeben: „Interessante Tätigkeit nach Neigung“: 55 Prozent (EMNID '77); „Neigung, Interesse, Begabung entscheidend“: 52 Prozent (EMNID '77); „einen Beruf, durch den ich meine Individualität und meine Fähigkeiten entwickeln kann“: 55 Prozent (EMNID '78); „trotz Schwierigkeiten soll der Betreffende an seiner Berufswahl festhalten“: 39 Prozent (Allensbach '83).

So steht es also in einer großen Zahl von Untersuchungen und Umfragen – und in einer besonders ausgeprägten Forschungsrichtung, die ihre Resultate mit dem Begriff „self concept“ überschrieben hat (u. a. Super 1971). Diese Forschungsrichtung wird unterstützt durch andere Untersuchungen über die Verschiedenheit von Berufsfeldern und ihrer spezifischen Anforderungen und Befriedigungen, auf die sich entsprechende psychosoziale Typen von Berufswählern projizieren und spezialisieren. Holland (1966) unterscheidet folgende Berufsfelder oder -typen: Realistisch, intellektuell, sozial, Handel und Banken, unternehmerisch, künstlerisch. Diesen ordnet er sowohl persönlichkeitspezifische Fähigkeiten wie auch Präferenzen bestimmter Berufsrollen (Praktiker, Lehrer, Leiter, Forscher, Berater) und Lebensziele (Schaffen eines nützlichen Produktes u. a.) zu.

Guilford (1964) unterscheidet: Künstlerisch: bewertend oder ausübend; sprachlich: bewertend oder ausübend; wissenschaftlich: experimentell oder theoretisch; mechanisch: handwerklich oder entwerfend; Betätigung im Freien: natürlich oder sportlich; geschäftlich-politische Tätigkeiten: kaufmännisch oder organisierend; soziale Tätigkeiten: überzeugungskräftig oder gesellig; Hilfsbereitschaft: persönlicher Einsatz für andere Menschen in der unmittelbaren Umgebung oder Einsatz für die soziale Wohlfahrt; Büroarbeit: Schreibarbeit oder Umgang mit Zahlen.

Die Brücke zwischen Arbeitswelt und Persönlichkeit besteht also darin, daß bestimmten profilierten Berufsfeldern analog profilierte Persönlichkeitstypen oder Persönlichkeiten gegenüberstehen, die diese Berufsfelder in Aussicht nehmen, also ein Pairing von Person und Beruf, und zwar nicht zwischen einem einzelnen Beruf und einem unvertauschbaren Individuum, sondern zwischen Berufstypen und Persönlichkeitsstrukturen. Innerhalb dieser Berufsfelder gibt es vielerlei Stufen: vom Maschinenschlosser bis zum Diplomingenieur, vom Einzelhandelskaufmann bis zum Betriebswirt mit Universitätsdiplom, vom Justizinspektor bis zum Staatsanwalt, von der Krankengymnastin bis zur Fachärztin etc. Bedauerlich ist, daß die Jugendlichen und wohl auch ihre Lehrer zu wenig von diesen vielerlei Stufungen und Facettierungen innerhalb eines Berufsbereichs wissen.

Über diese Befunde ist in der Berufsforschung sehr viel gearbeitet und auch viel kritisiert worden. So wird gefragt nach der Richtigkeit, Gründlichkeit und Redlichkeit der Selbsteinschätzung, nach der Fetischisierung der sich erst entwickelnden Eigenperson und ihrer Subjektivität, nach zuverlässigen Informationen

über die entsprechenden Berufe, nach ablenkenden und hinderlichen Motiven und Erfahrungen und anderem mehr. Erst recht kann man in der gegenwärtigen Konstellation argumentieren: Die Zugänge zu solchen zwar gut gewählten Berufen seien zu schmal geworden oder verstopft. Und die geplanten Berufe wandeln sich rasch, so daß sich ihre heute noch gültige Struktur womöglich bald verändert oder auflöst. Eine solche personale und professionelle Kaprizierung auf den künftigen Beruf würde also zu unfruchtbaren Fixierungen und Frustrationen führen.

Dennoch muß für diese besondere Berufsauffassung Stellung genommen werden. Nach allen Erfahrungen der Berufsberater und der entsprechenden Forschung verfügen gerade diese „intrinsischen“ Berufswähler (die auf den Berufsinhalt, den Werkzweck, die Aufgaben zielen) über gute, dem Zielberuf entsprechende Vorleistungen und Vorerprobungen innerhalb und außerhalb der Schulfächer, über zeitig eingeholte Informationen bezüglich ihrer Berufe und über frühzeitig (ab dem 10. Lebensjahr etwa) sich herausstellende und meist stabil bleibende Präferenzen und entschiedene Berufsperspektiven bis zu ihrem Berufsentschluß. Dabei fehlt es ihnen nicht an Cleverness und Flexibilität, notfalls auch gezielte Ausweich- und Wartemöglichkeiten in Kauf zu nehmen. Dieser Gewinn an individuellem Profil im Berufswahlprozeß hängt auch mit anderen Reifungsprozessen positiv zusammen (im Sozialverhalten, in den moralischen, religiösen, politischen Einstellungen).

Diese „intrinsischen“ Berufswähler sind nach aller Erfahrung auch später im Beruf diejenigen, die in ihrer Laufbahn bleiben wollen, die den gewünschten Beruf nochmals wählen würden, die zufrieden sind mit Arbeit, Arbeitsplatz und Betrieb und am wenigsten unter Streß leiden. Insofern erweist sich diese so personalistisch und idealistisch anmutende Berufswahleinstellung als durchaus realistisch. Ihr gelingt – aus der Koinzidenz von Beruf und Person – relativ leichter das Ertragen von Belastungen und Schwierigkeiten sowie Anerkennung, Sicherheit, Aufstieg, mitmenschliche Entfaltung zu Kooperation, Hilfsbereitschaft und Führung. In alledem sind die übrigen Berufswähler eher gefährdet. Und auch innerhalb des heutigen Gedränges auf den Ausbildungswegen können diese Jugendlichen am ehesten konkurrieren und vorübergehende Mißerfolge in Kauf nehmen.

Was außerdem für eine solche Berufseinstellung spricht: Sie kommt mit ihrem „self concept“ auf eine praktische Art der starken Tendenz zur Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung der jungen Generation entgegen. Im Rahmen des gewählten Berufs läßt sich die eigene Persönlichkeit besser, glaubwürdiger und stabiler entwickeln als in Freizeit, Familie und Öffentlichkeit, und der egozentrische Subjektbezug läßt sich eher durch einen analogen Objektbezug einbinden und ausbalancieren. Hierbei kann die Hochschätzung der Individualität ausgeweitet werden in eine ehrliche Selbsterkenntnis und eine Verantwortung für das, was man selbst für sein Leben zu leisten hat. Es geht also nicht um preziöse Nabelschau, sondern eine sehr ernste Arbeit an sich selbst und mit sich selbst. Auch wenn heute

besonders viele Jugendliche versichern, sie wollten im Beruf etwas für andere Menschen leisten, so muß man sie doch um der Wahrhaftigkeit willen dazu anhalten, ihre persönlichen Voraussetzungen und Möglichkeiten zum Berufsfeld der Sozialberufe selbstkritisch vorher zu bedenken und zu erproben.

Ich setze mich nicht nur aus pädagogischen, sondern auch aus politischen Gründen für diesen Teil der Jugendlichen ein. Es besteht nämlich heute die Gefahr, daß von seiten mancher Politiker und Publizisten die hier erwähnte Einstellung unterschätzt, entwertet oder als veraltet hingestellt wird. Und dies offenbar, um sich damit von den Problemen der Berufseinmündung mit ihren Frustrationen und den Aufgaben einer das gesamte Arbeitssystem betreffenden Planung und Vorsorge zu entlasten und die Jugendlichen auf Ersatzbefriedigungen in irgendeinem Beruf oder außerhalb der Berufswelt zu verweisen. Trotz der heutigen Schwierigkeiten und der künftigen Problemlagen ist dies grundfalsch. Man muß vielmehr die hier erörterten Teilgruppen von immerhin etwa 40 Prozent im pluralistischen Sinn ernst nehmen und muß bei der Um- oder Neugestaltung von Arbeitsplätzen und bei der Erhaltung von Arbeitskapazitäten gerade auf diese Elite der professionell Eingestellten besondere Rücksicht nehmen.

Selbstverständlich sind nicht irgendwelche Berufswünsche gemeint, die beiläufig entstanden sind und weder die eigene Person noch den Wunschberuf angemessen erfassen, sondern elaborierte Berufsspektiven im Sinn des „self concept“ auf dem Niveau einer Berufswahlreife. Natürlich spielen bei solchen Jugendlichen auch instrumentelle Berufsmotivationen eine Rolle wie Einkommen, Sicherheit, Altersversorgung, Aufstieg, angenehme Arbeitsbedingungen, Status, Prestige oder Freizeit. Diese instrumentellen Motivationen stehen bei den übrigen Jugendlichen auf den obersten Rangplätzen. Auch sie sind durchaus legitime Begründungen von Berufsentscheidungen für die größere Zahl von Berufsbewerbern. Und man kann sich auch in einem Beruf bewähren und glücklich werden, der dem eigenen Geschmack zunächst gar nicht entspricht, wie es vielen Biographien beim Berufswechsel oder Berufseintritt nach dem Ende des letzten Krieges zu entnehmen ist. Aber dies sollte man nicht zur Regel machen.

Gegenüber der intrinsischen Motivation wird oft das Theorem der Entberuflichung in Anschlag gebracht, das auf den Einsatz von Automaten und Mikroprozessoren Bezug nimmt. Sicher wird hiermit eine Tendenz angesprochen, mit der man zumindest in den Großbetrieben bei Fertigung und Verwaltung rechnen muß. Anders steht es jedoch in den mittleren und kleinen Betrieben, die immer noch die Mehrheit der Arbeitnehmer beschäftigen. Hier werden zwar auch spezielle und moderne Technologien verwendet, jedoch muß man mit dem Arbeitnehmer als Person an einem integrativen Arbeitsplatz rechnen, der als elastische Potenz vielseitig und abwechselnd für verschiedene Aufgaben einzusetzen ist. Man bedarf dazu gut ausgebildeter Facharbeiter oder Fachangestellter, damit sie jeweils eigene Verantwortlichkeit und Initiative entwickeln. Auch Berufswechsel macht nach wie

vor berufliche Qualifikation erforderlich. Denn nur bei einer umfänglichen, integrierten Vorbildung und Arbeitserfahrung ist es möglich, die bisherige Qualifikation als Substitutionspotential in die neue Arbeit bzw. den neuen Arbeitsplatz einzubringen. Die Hälfte der Berufswechsler hatte bisher diese Möglichkeit.

Die Veränderungen im Sinn von Entberuflichung stellen also nur eine von mehreren möglichen Entwicklungslinien dar, die sich vermutlich nur in bestimmten Berufssparten und in bestimmten Betriebsgrößen und relativ langsam abspielt – am wenigsten in den akademischen Berufen.

Berufliche Leistungsbereitschaft

Zur Berufsmotivation gehört Leistungsbereitschaft. Sie besteht auch heute (noch) in großen Teilen der Jugendbevölkerung als Basis der Existenz, des Lebenserfolgs und der Selbstverwirklichung. Und es entwertet nicht die Leistungsbereitschaft, daß man dafür entsprechend Satisfaktionen erwartet, und zwar in einem weiten, stark differenzierten Feld von Einkommen, Sicherheit und Aufstieg bis zur Lebensqualität, Selbstverwirklichung und inneren Befriedigung, was sowohl für die Jugendlichen wie für das System spricht.

Diese Erwartungen werden einerseits getrübt durch die überwiegende Meinung, der Leistungsdruck in Schule, Hochschule und Betrieb sei stark, wobei hohe Quoten der Jugendlichen diese Anforderungen allerdings für richtig und erforderlich halten und daher nicht sosehr unter Unzufriedenheit leiden. Man stehe, so geht die Meinung, den Leistungsdruck eher durch, wenn man eine individuell und objektiv angemessene Wahl bzw. eine selbst- und nicht fremdgesteuerte Wahl der Schullaufbahn, der Berufsbildung und der Bildungsabschlüsse zustande bringt.

Damit korreliert, daß in entsprechenden Umfragen die Streßgeplagtheit für die eigene Person von viel weniger Testpersonen bekundet wird als für die übrigen Zeitgenossen. In der Allensbach-Umfrage (1983, 20) erklärten die 16- bis 29-jährigen sich selbst als gestreßt zu 43 Prozent (der Werktätigen) bzw. zu 28 Prozent (der Schüler). Dagegen meinten sie, daß von den anderen 60 Prozent unter Streß zu leiden hätten. Dieses Verhältnis von 1:2 wiederholt sich umgekehrt in der Frage nach der Arbeitszufriedenheit: Bei sich selbst ist die Quote viel höher als in bezug auf die anderen. Hier spürt man meßbar den Einfluß der Medien.

Damit ist schon die anderweitige Argumentation gegen Leistungsbereitschaft angesprochen. Voreilige Prognosen haben die fortdauernden Notwendigkeiten von Leistungsanforderungen bzw. ihrer Ausmaße verkannt. Immerhin ist durch diese Diskussion wieder eine Öffnung für die Vielfalt von Leistungsmöglichkeiten erfolgt. Dabei ist zu unterscheiden, ob Leistung schul- und berufsbezogen gemeint ist oder als Leistung in der Familie, in der Gesellschaft, ob sie in Kooperation mit anderen erbracht werden soll oder mehr in Konkurrenz zu ihnen, mehr im Sinn

persönlicher Durchsetzung oder sozialen Miteinanders und der Hilfe für die Schwächeren oder ob gar in der Leistung politische Zielsetzungen eine Rolle spielen wie die Solidarität, der „Generationenvertrag“ oder „Brot für die Welt“. Hier deuten sich qualitative Unterschiede an.

Man könnte fraglos ein Dutzend Leistungskonzepte definieren und interpretieren, um sich auf alle Möglichkeiten der Aufgabenerfüllung und des Kräfteeinsatzes einzustellen – und um jeweils für den unverwechselbar einzelnen Jugendlichen das ihn am besten motivierende und beglückende Konzept herauszufinden. Es geht also nicht um ein bloßes Mehr oder Weniger an Beanspruchung, sondern um modifizierte und individualisierte Arten der Leistung, der Ordnung, der Lebensplanung, der Einbindung in die Gesellschaft, der Beachtung der weltweiten Abhängigkeiten unseres kleinen persönlichen Daseins. Und es geht um die strikte Vermeidung von Anonymisierung und Egalisierung, die der persönlichen Eigenart, den Stärken und Schwächen des einzelnen nicht gerecht würde.

Bei Leistungen in der Arbeit, in der Zusammenarbeit und in der Arbeit für andere gewinnt der junge Mensch auch heute noch am ehesten Primärerfahrungen. Wir beklagen zum Teil mit Recht den Mangel an primärer und das Übergewicht an sekundärer, durch Kommunikation und Medien vermittelter Erfahrung. Um so dringlicher ist der Entfaltungs-, Beanspruchungs- und Bewährungsraum des persönlichen Arbeitseinsatzes.

Daß Leistung, Leistungsbewährung und Wettbewerb auch ein natürliches Bedürfnis ist, kann man fast von jedem Kind lernen. Wir brauchen auch einseitig und hochmotiviert Leistungsbereite im Rahmen unserer Gesellschaft. Wir sollten sie nicht gänzlich vernachlässigen oder gar verabscheuen. In diesem Zusammenhang muß auch beachtet werden, daß gute und beständige Leistung allemal ihren Lohn erbringt und daß in einer nicht perfekten, aber verbesserungsfähigen freiheitlichen Welt (mit freien Tarifparteien und frei gewählten Parlamentsparteien) um eine gerechtere Entsprechung von Lohn und Leistung gerungen werden kann und soll.

Gerechtigkeit und Chancengleichheit

Die vierte These stellte über die Berufsarbeit andere Werte wie soziale Gerechtigkeit und Gleichheit, Kooperation und Solidarität. Das Problem der Chancengleichheit oder der Chancengerechtigkeit ist nach allen Befunden für die Jugend weithin eine aktuelle, kritische Frage. In einer Reihe von Umfragen wird bezweifelt, ob man nur aufgrund der persönlichen Leistung jeglichen Beruf ergreifen und jeglichen Aufstieg schaffen könne. Einschränkungen durch Sozialschicht, Bildungsabschluß, Geschlecht, Betrieb, Vorgesetzte, betriebliche Einstellungsselektion, Region, Nationalität werden angeführt. Die Zweifelquoten lauten z. B. in

EMNID 1975 55 Prozent, in der IJF-Umfrage 1979 54 Prozent, in EMNID 1977 60 Prozent, bei Landsberg allerdings nur 20 Prozent. In Befragungen über den Stellenwert von aktuellen Aufgaben stehen gerechte Chancen in Schule und Beruf auf dem dritten Platz nach Sicherung der Arbeitsplätze und Umweltschutz.

Nun kann man Chancengerechtigkeit auf dreierlei Weise konzipieren: als Gleichheit oder Angleichung der Startchancen, gleichgültig wie sie von den einzelnen bzw. den Sozialschichten genutzt werden (Bedürftigkeit); als Billigkeit (Äquitas), die jeden nach seinen Leistungen belohnen soll, die also die Ungleichheit der Resultate und Satisfaktionen aus der Berufsarbeit im Lebenslauf einkalkuliert; oder abgeleitet von der verfassungsmäßigen Gleichheit als Ausgleich allzu großer sozial-beruflicher Ungleichheiten.

Von den Jugendlichen wird Chancengerechtigkeit überwiegend als kompensatorische Gerechtigkeit mittels spezieller Hilfsmaßnahmen zum Zweck fairer, ausgeglichener Startbedingungen für die Bedürftigen verstanden (Bedürftigkeit). Hierin zeigt sich die große Sensibilität der Jugend gegenüber Fragen der sozialen Gleichheit. Die Jugendlichen erleben offenbar, daß trotz formaler und weithin materialer Zugangsgleichheit und trotz der Bildungsexpansion eben doch Kinder aus der höheren Sozialschicht mit kultureller Stimulation immer noch die besseren oder zumindest die leichteren Chancen haben. Dort findet mehr Langzeitplanung und eine bessere Ausschöpfung der Begabungen statt. Somit hat sich die Streichung des Bafög für Schüler in der Meinungsbildung der Jugend affektiv wie rational sehr negativ ausgewirkt.

Faktisch ist die erreichbare Korrelation zwischen der Schicht der Herkunftsfamilie und dem Bildungs- und Ausbildungsgang der Kinder im Lauf der Jahre deutlich geringer geworden. Bei Gleichheit der Schulleistungen im gleichen Schulzweig ist sie sogar fast zu Null abgesunken. Interessanter ist es, die speziellen Milieuvarenablen herauszufinden, die noch immer die Bildungs- und Lebenspläne der Kinder mitbestimmen (Jaide 1981) .

Das bedeutet im Blick auf die Schüler, ihre Sensibilität für soziale Ungleichheiten zu respektieren, aber sie zugleich mit den Tatsachen zu konfrontieren. Dabei ist gerade das Gymnasium die Stätte, in der Startchancen aus sehr unterschiedlichem Elternmilieu ausgeglichen werden können, und zwar nicht nur durch die Schulorganisation, die Lehrerpersönlichkeiten, die Bildungsberatung und die kompensatorische Förderung. Auch unter den Jugendlichen sollten gegenseitige Kooperationen stattfinden, in denen die von ihrer Herkunft bevorzugten Schüler den übrigen ganz praktisch und alltäglich helfen, ihre Benachteiligungen auszugleichen. Das setzt andererseits bei denen, die durch die Herkunft weniger privilegiert sind – und dies ist auch auf dem Gymnasium die Mehrheit –, eine entsprechende Aufgeschlossenheit und Bereitschaft voraus. Sozialer Aufstieg oder Ausgleich kann nicht nur staatlich oder tariflich verordnet und gefördert werden. Es bedarf des täglichen Miteinanders der Bürger und ihrer Kinder in allen möglichen Situationen.

Den Eingeweihten ist bekannt, daß man die Berufsaussichten nur schwer verläßlich einschätzen kann. Vieles daran ist schwer voraussehbar, auch wenn man die meisten Daten und die besten Computerprogramme zur Verfügung hat; vieles ist schwer vorauszulenken. Dazu sind die Zusammenhänge und die Wechselwirkungen der Faktoren aus Politik, Technologie, Bedarf und Nachfrage, Bevölkerungsentwicklung sowie aus dem Zuschnitt der Berufe zu unübersichtlich. Das betrifft alle Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme ziemlich gleichermaßen.

Immerhin muß man festhalten, daß die Sicherheit in den Berufsperspektiven, die die Schulabgänger zwischen 1958 und 1979 hegen konnten, wohl eine Ausnahme in der Geschichte war, die so bald nicht wiederkehrt. Deshalb darf man mit den Berufserwartungen von gestern nicht mehr heute operieren. Hier brauchen wir wirklich eine „neue“ Generation, die klug und mutig registriert, was zu erkennen ist, und dem Nichterkennbaren gelassen entgegensieht.

Es hat wenig Sinn, die Jugendlichen durch wechselnde Tagesmeinungen zu verunsichern. Schule, Berufsberatung und auch die Öffentlichkeit sollen vielmehr mithelfen, daß die Schüler ihre Persönlichkeit zu einer Berufsperspektive im Sinn des „self concept“ entwickeln, daß sie ihre Leistungsbereitschaft in einem demokratischen Sinn differenzieren und modifizieren, und daß sie eine realistische Chancengerechtigkeit miteinander praktizieren. Dabei soll man sie auf Schwierigkeiten, Wartezeiten, Umwege, Alternativen, Kompromisse vorbereiten und dem lähmenden, aggressiven, besserwisserischen, ja berufsmäßigen Strom von Pessimismus, der uns alle umspült, einen Realismus der Hoffnung entgegensetzen.

Literatur: Allensbacher Berichte. Institut für Demoskopie Allensbach (1981, 1983); J. O. Crites, Factor Analytic Definitions of Vocational, in: Journal of Applied Psychology 45 (1961) 330–337; Vocational Interest in Relation to Vocational Motivation, in: Journal of Educational Psychology 54 (1963) 277–285; Vocational Psychology (New York 1969); EMNID, The International youth survey (Bielefeld 1973); Jugend zwischen 13 und 24 (Jugendwerk der Dt. Shell, Bielefeld 1975); Jugend in Europa (Jugendwerk der Dt. Shell, Bielefeld 1977); Die Jugend der Welt und Japan (Bielefeld 1978); Aktueller Politischer Dienst 1982; J. P. Guilford, Persönlichkeit (Weinheim 1964); B. Hille, Berufs- und Lebenspläne sechzehnjähriger Schülerinnen in der BR Deutschland (Frankfurt 1976); J. L. Holland, The Psychology of Vocational Choice (Waltham 1966); R. Inglehart, The Silent Revolution: Changing Values and Political Styles among Western Publics (Princeton 1977); Wertewandel in den westlichen Gesellschaften: Politische Konsequenzen von materialistischen und postmaterialistischen Prioritäten, in: Wertewandel und gesellschaftlicher Wandel; Institut für Jugendforschung, Die Einstellung der jungen Generation zur Arbeitswelt und Wirtschaftsordnung (München 1979); W. Jaide, Die Berufswahl (München 1961); Wertewandel im Bewußtsein der Jugend in der Bundesrepublik Deutschland, in: Zur gesellschaftlichen Situation der Jugend in der BR Deutschland (Koblenz 1982); Wertewandel? Grundfragen zur Diskussion (Opladen 1983); Wertewandel in der Jugend, in: Politik und Kultur 1983, 1, 61–69; Wertewandel in der Jugend. Was wissen wir davon?, ebd. 1983, 5, 9–24; Was der Jugend wert ist, in: Evang. Komm. 1983, 4, 178; Jugend '81, Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder, hrsg. v. Jugendwerk der Dt. Shell (Hamburg 1981); G. v. Landsberg, E.-P. Müller, Jugend und Wirtschaftsordnung (Institut der dt. Wirtschaft 8/9/1980); E. Lange, Berufswahl (Frankfurt 1978); K. U. Mayer, Klassenlage und Sozialstruktur. Empirische Untersuchung für die BR Deutschland (Frankfurt 1977); K. H. Seifert, Hdb. d. Berufspsychologie (Göttingen 1977); A. H. Stiksrud, Diagnose und Bedeutung individueller Werthierarchien (Frankfurt 1976); M. Strobel, Evaluation einiger moderner statistischer Analyseverfahren zur Messung von Werthaltungen, in: Wertewandel und gesellschaftlicher Wandel; D. E. Super, M. J. Bohn, Occupational Psychology (London 1971); Wertewandel und gesellschaftlicher Wandel, hrsg. v. H. Klages u. P. Kmiecik (Frankfurt 1979).